

# Albert Schweitzer

Autor(en): **Züricher, U.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633588>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Knecht knallte, das Gefährt rollte, aber der Professor saß im Polster und rätselte umsonst, weshalb der



Albert Schweitzer.

Bub des Sigristen seinem Bruder zurief: „Du, der Zapfenzieher fährt ab!“ (Fortsetzung folgt.)

## Albert Schweitzer.

Es ist bei dem vielen Drückenden und Beengenden unserer Zeit doch eine erfreuliche Tatsache, daß aller anmaßende diktatorische Modeschwindel auf allen Lebensgebieten es nicht verunmöglichen kann, daß die wirklich selbständigen schöpferischen Geister doch mit der Zeit irgendwie zu Einfluß und Geltung kommen: so Romain Rolland, der die menschheitliche Zusammengehörigkeit in schwerster Zeit gegen nationalstiftische haßerfüllte Begrenztheit vertat; so Tagore, der Brücken von Asien zu Europa bauen möchte; so Gandhi, der mit religiösen Waffen politisch wirken will; so auch Albert Schweitzer, der in einer Zeit, wo man eifertig alle Moral als bornierte Enge überwunden zu haben glaubte, mit mutiger Wucht dem menschlichen Ethos neue Horizonte eröffnet.

„Wo Kraft ist, ist Wirkung von Kraft. Kein Sonnenstrahl geht verloren. Aber das Grün, das er weckt, braucht Zeit zum Spritzen und dem Sämann ist nicht immer beschieden, die Ernte mitzuerleben. Alles wertvolle Wirken ist Tun auf Glauben.“ So äußerte sich Schweitzer gelegentlich in seinen Jugenderinnerungen. Diese Unbeirrbarkeit kennzeichnet ihn. Die außerordentliche Vielseitigkeit und Kraft seiner Begabungen und Tätigkeiten wurden durch starken Willen in eine Richtung gelenkt. Sein Leben gehört einer weitstehenden Caritas. Enthusiastischer Liebeswille, Helferwille ist seine Grundstimmung. Bis zum dreißigsten Lebensjahre währte die Zeit der Vorbereitung seiner eigentlichen Arbeit. Bezeichnend genug, daß Kunst und Wissenschaft mit zu dieser Vorbereitung gehörten. Auf beiden Gebieten hatte er sich einen guten Namen erworben. Als

Orgelspieler wußte er die Herzen zu gewinnen. Da er selber ausübender Künstler war, konnte er als Kunstphilosoph in einer Sachverständigenrede. Kantstudien füllten einen Teil seiner Zeit aus. Vor allem aber wurde er einer der einflussreichsten Leben-Jesuforscher. Die Persönlichkeit des Nazareners wurde bestimmend für ihn, freilich nicht für seine Weltanschauung, sondern ganz wesentlich für seine Lebensführung. So kam Schweitzer als Christusjünger zu seiner afrikanischen Mission. „Für jeden, der Leid verbreitet, muß einer hinausgehen, der Hilfe bringt.“ Sein berühmt gewordenes Buch „Zwischen Wasser und Urwald“ gab dem aufhorchenden Europa Bericht von dieser Tätigkeit. Das war kein gewöhnlicher Missionar. Schweitzer hatte zuerst Medizin studiert. Er ist Dr. phil., Dr. theol. und Dr. med. Seine medizinische Doktorarbeit behandelt „Die psychiatrische Beurteilung Jesu“. Er wollte als Arzt in erster Linie da helfen können, wo Not wirklich als Not empfunden wurde. Mittelbar hoffte er so freilich, auch die Seelen zu gewinnen.

Und nun hat er in seiner aufreibenden afrikanischen Tätigkeit Europa und unser Kulturland nicht vergessen und in verschiedenen Publikationen (Verfall und Wiederaufbau der Kultur — Kultur und Ethik — das Christentum und die Weltreligionen) deutlich und kräftig Stellung bezogen und viele gezwungen, auch wieder zu ihm Stellung zu nehmen. Denn das ist manchen klar: Die eindrucksvolle Lebensführung Schweitzers darf nicht dazu verführen, ihm auch in seinen gedanklichen Darlegungen unbesehen Gefolgschaft zu leisten. Eine solch ernsthafte Auseinandersetzung stammt aus ausgesprochenem Freundeskreis, von dem Prager Gelehrten Oskar Kraus.\*)

Kraus, der für den Charakter Schweitzers die größte Bewunderung an den Tag legt, ist weit entfernt, seine Gedanken überall zu teilen, sondern setzt nachdrücklich die kritische Sonde an.

Wie sind Schweitzers Grundanschauungen in kurzem beschaffen: Er ist ausgesprochener Agnostiker, das heißt, er glaubt nicht an die Erkennbarkeit der Welt. Es sei absolut aussichtslos und Selbsttäuschung, den Sinn des Lebens in dem Sinn der Welt begreifen zu wollen. Eine zulässige Naturphilosophie sei eine naive Illusion. Eine optimistisch ethische Erfassung des Lebens sei wohl eine Notwendigkeit, die sich aus unserem unmittelbaren seelischen Bedürfnis ergebe; man solle sich aber hüten, sie auch aus der Welt abzulesen zu wollen. Im kritisch rationalistischen Denken ging Schweitzer gerade in der Leben-Jesuforschung vielen zu weit. Trotzdem ist er der Ueberzeugung, daß die höchsten ethischen Werte in jeder Beziehung irrational seien, daß das Irrationale alles geistige Leben beherrsche, und daß man bei jedem Versuch, ohne dieses Irrationale auszukommen, nur wertlose Weltanschauung schaffe. Die asiatischen Religionsformen seien wohl logischer als das Christentum, aber sie führten zu ethischer Indifferenz. Der enthusiastische Liebeswille, der im Christentum zum Ausdruck komme, entspreche dem innersten Bedürfnis der Seele, dem ewig unbekanntem, aber Charakter bestimmenden X. Nur solle man nicht meinen, naturphilosophisch diesen Liebeswillen begründen zu können. Wenn man nur immer der höchsten Idee lebe, die in unserem Willen zum Leben auftrete, der Idee der Ehrfurcht vor dem Leben, so komme trotz dem obigen Verzicht die unbefangene Lebensbefahrung nicht mit sich selber in Konflikt. Er lasse freilich Pantheismus und Theismus in unentschiedenem Konflikt in sich ruhen; aber Hauptsache sei ihm eben die ethische Qualität der Weltanschauung. Auf die komme es an. Die entscheidende Bedeutung des Ethischen für alle Kultur ist ihm evident. Denker, die ihr ethisches Denken in Tat umsetzen, seien die mächtigsten Kulturfaktoren der Weltgeschichte. Mitleiden und das Glückempfinden des Helfenkönnens führten zur guten Tat.

\*) Albert Schweitzer: Sein Werk und seine Weltanschauung. Verlag: Paul Haupt, Bern.

Und da er selbst die gute Tat leistet, weckt er eben als Vorbild ethische Impulse.

Es ist ja nun vielen schon aufgefallen, daß zwischen dieser Schweizerischen Liebeswelt und dem gegenwärtig so stark um sich greifenden Neucalvinismus, wie ihn Karl Barth und seine Gesinnungsgenossen vertreten, ein gewaltiger Unterschied klafft. Der Berner Theologe Martin Werner hat dieser Diskrepanz ein Buch gewidmet, in dem er für Schweizer gegen Barth Stellung bezieht.

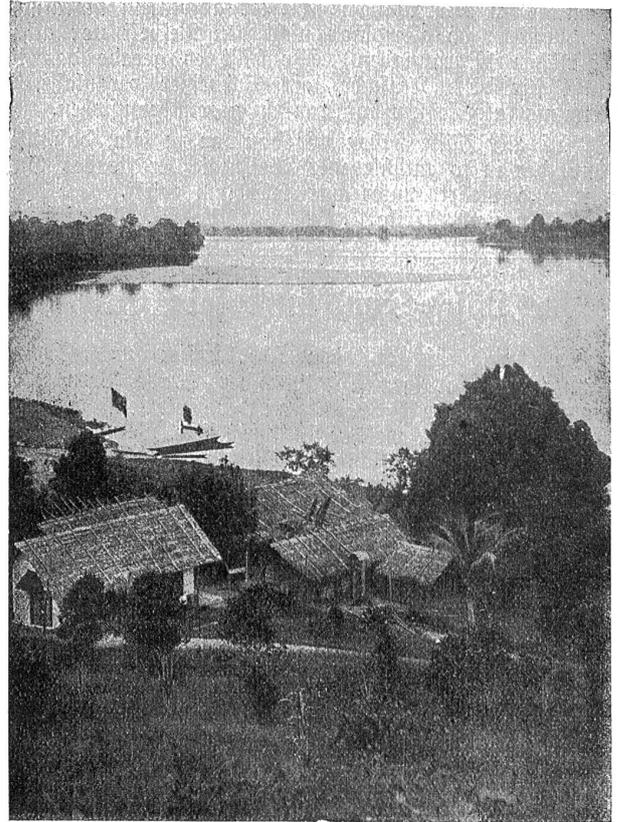
Die, wohl aus völlig pessimistischer Auffassung aller Menschenart, also auch aus Leid geborne Barthsche Verzweiflungstheologie, will Gott allein die Ehre geben und äußert sich herablassend und abschätzend über alle ethischen Anstrengungen. Des völlig irrationalen Gottes Gnade mache alles. Von der ethischen Selbstgefälligkeit rückt sie so wohl ab, landet aber verzweifelt nahe bei der ethischen Indifferenz, bei der Lähmung jeder hilfsfreudigen Initiative (eine Art Lähmungstheologie!) und bei der Selbstgefälligkeit derjenigen, die mit Gottes Geheimnissen und Offenbarungen vertraut sind. Schweizer umgekehrt will sich sein unmittelbares Ethos, das ihm Leben und alles ist, nicht von einer zweifelhaften Welt- oder Gotteserkenntnis abhängig machen. Wer einen schlichten, guten Helferwillen, ächte Liebestätigkeit, gegenseitige Hilfe nicht geringschätzig behandelt wissen möchte, wird bei dieser Gegenüberstellung sicher auf Schweizers Seite treten. Aber in den wichtigsten hier behandelten Problemen kann es für uns nicht einfach heißen: Schweizer oder Barth.

In seiner Vorrede zu Ethik und Kultur äußert sich Schweizer folgendermaßen: „In der Natur tritt uns der unendliche Geist als rätselhaft schöpferische Kraft entgegen. In unserem Willen zum Leben erlebt er sich in uns als welt- und lebenbejahendes und als ethisches Wollen. — Mein Leben trägt seinen Sinn in sich selber. Er liegt darin, daß ich die höchste Idee lebe, die in meinem Willen zum Leben auftritt... die Idee der Ehrfurcht vor dem Leben. Daraufhin gebe ich meinem Leben und allem Willen zum Leben, der mich umgibt, einen Wert, halte mich zum Wirken an und schaffe Werte.“

Oskar Kraus macht nun nicht nur auf vieles Unabgeschlossene und Schwankende aufmerksam (was Schweizer ja zugibt), sondern auch darauf, daß der Ausdruck Werte schaffen, daß der Gedanke der Wertverwirklichung und Wertsteigerung ein Wissen vom Wertvollen, eine Werthierarchie, eine Art Wertetafel voraussetzt. Wer ein Ziel hat und einen Weg verfolgt, muß eben urteilen, werten, Menschen und alles Menschliche werten. Da kommt man nicht drum herum. Kraus versucht nun, Schweizer und seine „ethische Mystik“ im Zusammenhang mit dem spekulativen Denken unserer Zeit, vorab Kants zu sehen. Das ist immer interessant, führt aber auch leicht zu einiger Gewalttätigkeit. Wichtiger scheint mir folgende prinzipielle Ueberlegung:

Der Bestätigungsdrang und der Erkenntnishunger des Menschen werden unbeirrt immer nach einem harmonischen Ausgleich suchen müssen. Wenn unsere Ehrfurcht vor dem Leben, unsere Menschenliebe, unser Ethos einer übersinnlichen Bedeutung des Lebens entspricht, so muß diese Deutung eben auch gefunden, wenigstens denkbar gemacht werden können. Wenn die Liebe Wahrheit ist, dann ist eben auch die Wahrheit Liebe. Unser logisches Bedürfnis muß sich letzten Endes mit unserem ethischen vereinigen können. Verneint man das, wäre auch unser Ethos in der Luft hängend. Wohl ist ohne Ethos keine Kultur, keine beseelte Gestaltung. Aber wozu müßte dann überhaupt Kultur sein? In unserem Innern, in unserem unmittelbaren Selbstbewußtsein ist Verlangen nach ethischem Optimismus; aber eben („erkenne dich selbst“) nicht nur dies, sondern auch manches von dem, was viele am überzeugendsten zu pessimistischen Auffassungen über alles Menschenwesen verführt. Wie wünschbar wäre es deshalb, die „Liebe“ naturphilosophisch auch im Weltgeschehen als aufwärtsreichende, Leben erhal-

tende und Leben gestaltende Kraft nachweisen zu können! Welcher Impuls würde von solchem Erkennen wieder auf



Die Wellblech-Baracke und die Hütten des Spitals in Lambarene. (Im Vordergrund Kaffeesträucher.)

unser ethisches Wollen ausstrahlen! Kurz: Hat unser ethisches Wollen Ewigkeitwert, dann muß man es auch in Beziehung zum Walten der Naturkräfte bringen, es aus dem Walten der Naturkräfte ablesen können. Sollte das prinzipiell unmöglich sein, wäre auch unser Ethos, unsere Ehrfurcht vor dem Leben absolute Willkürlichkeit, eine naive Selbsttäuschung. Wir können diesem letzten Problem nicht unbefangen genug gegenüber treten. Eine Lösung wird sicher nur gefunden, wenn ein Abseitsgehen von den anerkanntesten Lösungen, Erlösungen der Vergangenheit, Christliches und Nichtchristliches uns selbstverständlich wird. Es ist zum Beispiel unlogisch, die Behauptung aufzustellen, der Geist der Liebe könne überhaupt nicht als schöpferisches Weltprinzip gedeutet werden, einfach deshalb, weil man daran verzweifelt, den allmächtigen Gott der Güte aus der Welt ablesen zu können. Der Weg in der heutigen Wirrnis ist wohl der, sich vorerst klar zu werden, ob es überhaupt eine übersinnliche Welt, eine Welt jenseits unserer normalen Sinneserfahrung gibt, und ob ein Wiederaufleben, ein Weiterexistieren in andern Lebensformen Wahrscheinlichkeit für sich hat. Erst wenn man diese Fragen in positivem Sinn glaubt erledigen zu können (und wie viel spricht dafür!), bekommt die Moral, das Ethos in unserem Leben eine tiefe und zwingende Macht. Nur wer Gründe hat, an einen über die irdische Existenz hinausreichenden Sinn des Lebens zu glauben, kann auch an Moral glauben und muß es dann auch. Alle andere Moral ist bloß unverbindlicher Utilitarismus.

Dies alles muß Schweizer gegenüber gesagt werden. Aber wenn es gesagt ist, darf man die fast wie einen Gemeinplatz wirkende Wahrheit nie aus dem Auge lassen, daß es freilich mit dem Erkennen nicht getan ist, sondern daß der Erkenntnis entsprechendes Sein und Tun wichtiger

ist; und wenn es ein Weiterwirken und Wiederaufblühen unseres Wesenskernes über den Tod hinaus gibt, unser absolutes moralisches Sein unendlich wichtiger ist als unsere Erkenntnis in Moralizingen. (Unter absolutem moralischem Sein, verstehe ich allerdings nicht den Respekt vor allerlei bürgerlichen Moralmoden.) Wohl ist es gerade das tiefe Gefühl für diese Tatsache, die Schweizer veranlaßt, der Erkenntnis als solcher mißtrauisch gegenüberzustehen.

Auf alle Fälle haben wir dankbar zu sein, daß dieser Mann, der in so entschiedener Weise die Kräfte des Guten wahr und mehrt, unter uns lebt und wirkt.

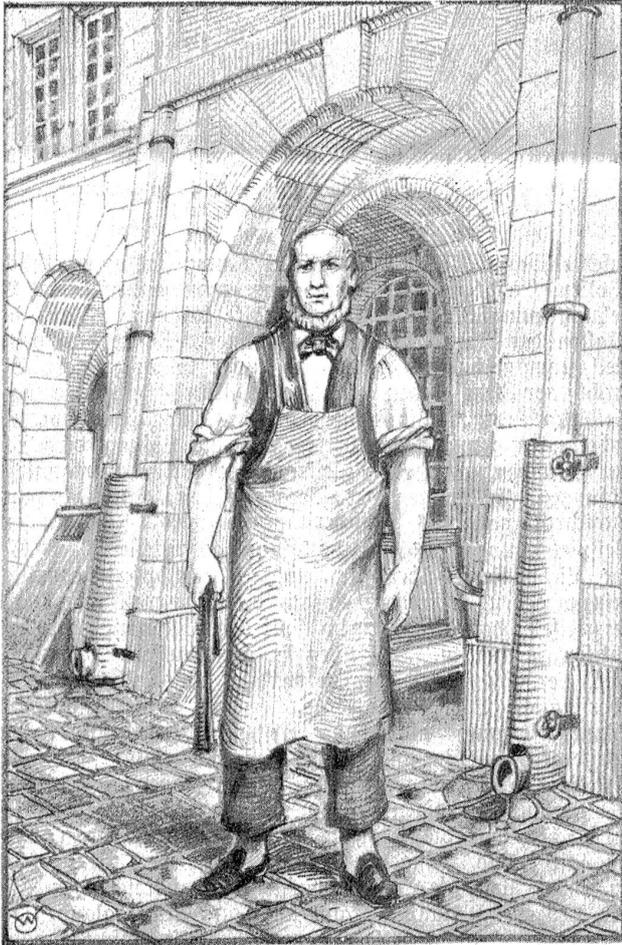
Grüße nach Afrika.

U. W. Züricher.

## Der Lösch-Fond und sein Stifter.

Nun sind bis auf den Rindlifresser- und Schützen-Brunnen alle farbigen Brunnen der Stadt Bern wieder restauriert. Es dürfte deshalb an der Zeit sein, desjenigen ehrend zu gedenken, welcher es durch sein Vermächtnis der Stadtverwaltung ermöglichte, diese Renovationen jeweilen anzuordnen, sobald es notwendig ist.

Am 14. Dezember 1888 setzte der Schuhmachermeister Heinrich Philipp Lösch durch letztwillige Verfügung die Einwohnergemeinde Bern zu seiner Alleinerbin ein, mit der Bestimmung, es möchte seine Verlassenschaft als besonderes Vermögen verwaltet und der Zinsertrag desselben



Heinrich Philipp Lösch, Schuhmachermeister, von Griesheim (Hessen),  
† 9. September 1896 in Bern.  
(Nach einer Originalzeichnung von D. Weber)

zur Instandhaltung bezw. Restauration der monumentalen Brunnen und Brunnenbilder der Stadt Bern verwendet werden.

Die Einwohnergemeinde hatte laut Testament an neun Parteien Legate im Gesamtbetrag von Fr. 6250 und zwei Renten im jährlichen Betrage von zusammen Fr. 1000 auszurichten. Lösch besaß das Haus Postgasse Nr. 26, das jetzt noch den Hauptbestandteil der Stiftung bildet und gegenwärtig mit Fr. 52,800 zu Buch steht. Auf 31. Dezember 1925 betrug das Stiftungsvermögen Fr. 70,024.

Am 9. September 1896 starb Lösch im Alter von etwa 70 Jahren als kinderloser Witwer und damit trat das Testament in Kraft.

Lösch hatte seine Werkstatt, die zugleich Verkaufsmagazin war, im Hause Nr. 69 an der Schattseite der Gerechtigkeitsgasse, einige Häuser unterhalb dem Distelzwang und da ich vor 50 bis 60 Jahren meine Knabenjahre an der Gerechtigkeitsgasse verlebte, kannte ich den biederen Schuhmachermeister sehr wohl, so daß ich instande bin, mit Hilfe einer mir vor Jahren zugänglichen Photographie das nebenstehende Bild aus der Erinnerung zu veröffentlichen.

Lösch stammte aus Griesheim bei Darmstadt und war in Bern nie eingebürgert, hatte aber eine Bernerin, eine „Schweizer“, zur Frau, die ihm im Tode voranging. Er war ein schlichter, mittelgroßer, normal gebauter Mann, der seine Meinung gerade heraus sagte und zwar laut.

Was würde wohl der an einfache Lebensweise gewöhnte, sparsame Mann gesagt haben, wenn er das von Gold und Silber und leuchtendsten Farben strohende neue Kleid der Brunnen erlebt hätte? Sein Spruch würde sicher zum mindesten gelautet haben: „Ja so habe ich es nicht gemeint, wertester Landsmann Link.“

Wir hatten damals an der Gerechtigkeitsgasse außer Lösch noch fünf andere aus Deutschland stammende Männer. Da war Nr. 37 der Zeichnungslehrer Hutter, ein großer rotbärtiger Mann, dessen sonorer Baß in der Liedertafel berühmt war; er gab zu Hause Zeichenunterricht und war Lehrer an der Kantonschule und am Lehrerseminar Münchenbuchsee. Dann kam in Nr. 47 der renommierte Orthopädist Wolfermann, der keineswegs zu den Abstinenten gezählt werden konnte; dann in Nr. 65 Sattlermeister Bollag, der seine Werkstatt an der Postgasse hatte, zu welcher er, der Kürze halber, jeweilen den Weg durch die „Krone“ nahm; dann kam in Nr. 69 Lösch. Auf der Sonnseite war im Hause der jetzigen „Weberen“ der Vergolder Fren, trotz seiner überaus tüchtigen und arbeitsamen Frau, deren zweiter Mann er war, auf dem abgehenden Akt, der zum Geldtag führte. Um so besser ging es dem Bierwirt Sedelmann, der zuerst auf der „Krone“ und dann im jetzigen „Café du Commerce“ seinen gutgepflegten Tropfen auschenkte. Zwischen Zugereisten und den Eingebornen, welche erstere sich weder absonderten noch unter sich besonders zusammenhielten, herrschte ein gutes Verhältnis und wir Buben nahmen es Lösch nicht besonders übel, wenn er uns mit dem Knieremen bearbeitete, wenn wir ihm etwa einen Streich spielten oder spielen wollten. Einen solchen Moment im Bilde festzuhalten, war mir besonderes Bedürfnis.

Wer von uns Buben hätte damals geahnt, daß dieser einfache Schuster für die Erhaltung der monumentalen Brunnen unserer Stadt so viel Geld beieinander und übrig hätte!

Er, der Eingewanderte, hat das für die Stadt Bern, in der er sich offenbar wohl fühlte, getan, was keinem Berner vorher in den Sinn gekommen ist. Wie mag sich Notar Howald, der Kirchmeier, beim Aufsehen des Testaments gefreut haben, der wie sein Vater, Pfarrer Karl Howald, in seiner Weise so viel für die Erhaltung der Brunnen getan hat, indem er das fast dahingeschwundene Interesse an diesen Kunstwerken bei Behörden und Bürgern wieder wachzurufen verstand.

Ehre diesen Männern, und wenn Schuhmachermeister Friedrich Philipp Lösch auch nicht in die Gallerie berühmter Berner aufgenommen werden konnte, so wollen wir ihm doch hier, wenn auch nur aus Papier, ein wohlverdientes kleines Denkmal setzen. D. Weber.